

Die Dominikaner und der Totentanz zu Basel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2002)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Dominikaner und der Totentanz zu Basel

Die Vorstellung, dass der Tod die Menschen im Augenblick ihres Sterbens zum Tanzen zwingt, entstammt aus der Glaubenswelt des europäischen Mittelalters. Im 15. und 16. Jahrhundert trugen besonders die Friedhofsmauern von Dominikanerklöstern grossformatige Wandgemälde, auf denen Menschen – von jedem Stand, jeden Alters und Geschlechts – vom Tod zum Tanzen abgeholt werden. Über Jahrhunderte galt der Totentanz an der Friedhofsmauer des Predigerklosters als eine der Hauptsehenswürdigkeiten von Basel – bis er 1805 von der Stadtbehörde niedrigerissen wurde.

Seelsorge in Basel – das Geschäft der Dominikaner

Anfangs des 13. Jahrhunderts bereitete das Bürgertum der Stadt Basel einen nie dagewesenen Wohlstand, dem Bischof allerdings auch einiges Kopfzerbrechen. Das gestärkte Selbstbewusstsein seiner vielen Schäfchen gegen den bischöflichen Stadtherrn liess ihn nicht unberührt. So berief Bischof Heinrich von Thun im Jahr 1233 Dominikaner aus dem Konvent von Strassburg nach Basel. Der Predigerorden, der knapp 20 Jahre vorher von Dominikus in Toulouse gegründet worden war, mit dem Ziel, glaubensabtrünnige Albigenser für die

Kirche zurückzugewinnen, «spezialisierte» sich auf die seelsorgerische Betreuung breiter Volksschichten in den Städten.

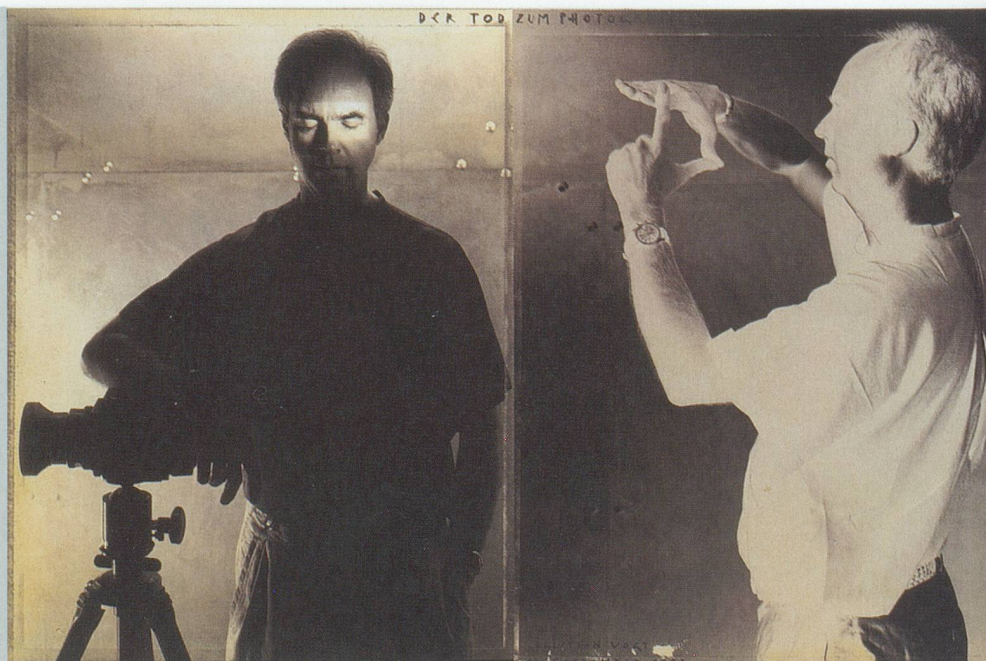
Bischof Heinrich bewunderte die armen Brüder, die sich nach mehrjährigem gründlichem Studium ganz der Seelsorge widmeten, predigten und Beichte hörten, etwas, das seiner Ansicht nach diese Stadt bitter nötig hatte. Wahrscheinlich ging es ihm mit der Berufung der Dominikaner damals auch darum, die Basler durch die Förderung ihres Seelenheils für die Kirche zu gewinnen.

Vom Betteln zu festen Einkünften

Anfänglich lebten die Brüder tatsächlich vom Betteln und machten ihrem Orden, dem Bettelorden, alle Ehre. War Basel ein zu hartes Pflaster, um sich bettelnd über die Runden zu bringen und galt etwa schon damals unter den Baslern das Bonmot: «Me git nyt», welches die Dominikaner dazu bewog, sich nach eigenen, festen Einkünften umzusehen? Wie auch immer, die Dominikaner verlegten ihre Geschäfte vom Betteln auf andere «Wirtschaftszweige». Erfinderisch musste man schon zu jener Zeit sein, um seine Gelder ins Trockene zu bringen. Als Umgehung des Armutsgabotes zogen

sie ihre Einkünfte, welche sie für ihre seelsorgerischen Dienste verlangten, nicht direkt ein. Sie liessen diese dem Dominikanerinnenkloster Klingental zukommen, welches zu jeder Zeit Güter besitzen durfte. Die Klingentalerinnen konnten selbstverständlich die Gelder nicht behalten, sondern mussten damit für den Unterhalt des Männerklosters aufkommen.

Während die Dominikaner in Basel vom jeweiligen Bischof stark gefördert wurden, prägte fast von Anfang an der Streit mit dem Pfarrer ihre Geschichte. Die Pfarrer leisteten erbitterten Widerstand gegen diese «Seelsorgekonkurrenz». Nicht ohne Grund, denn das Privileg der unbeschränkten Predigt und des Beichtehörens sowie die Spenden und Vermächtnisse, die das Kloster anlässlich von Begräbnissen auf ihrem Friedhof erhielt, waren starke Eingriffe in die Pfarrrechte. Nicht zu reden von den Einkommenseinbussen, welche die Pfarrerherren dadurch erlitten. Die Parteien trugen ihre Streitereien bis nach Rom und erst der päpstliche Entscheid konnte eine Schlichtung in die Wege leiten. Die Prediger behielten die Freiheit der Predigt und des Beichtehörens, mussten von den Spenden jedoch einen Viertel an die Pfarrerherren abgeben.



*Der Tod zum Photographen –
Christian Vogt*

Der von den Predigern betreute Personenkreis war weit gespannt und nicht nur auf die Stadt beschränkt. Mehrere Frauenklöster wurden ihnen anvertraut, dazu traten viele Beginen mit ihnen als Beichtväter in Beziehung. Unter den Laien, die sich mit ihnen verbunden fühlten, waren alle Stände vertreten: Adel, Patrizier, reiche Kaufleute, einfaches Volk. Mit seinen wortgewaltigen Predigten, in denen er bei den Laien Ehebruch, Spielsucht, Gotteslästerungen, Hoffart, Ketzerei und Aberglauben anprangerte, lockte beispielsweise Johannes Mulberg die Menschen zu Scharen in die Predigerkirche. Den Klerus selber machte er sich spinnefeind, weil er diese des Wuchers, der Hurerei und anderer Laster beschuldigte. Interessanterweise bröckelte aber auch bei den Dominikanern die gar so streng postulierte Lebensweise mehr und mehr ab. Erst nach harten Auseinandersetzungen wurden die Vernachlässigung der Fastenvorschriften, der Zutritt von Frauen in die Klausur, der freie Umgang mit Frauen und der Weinausschank im Kloster gestoppt und die Rückkehr zu den alten Regelbeobachtungen erzwungen.

Nach der Klosterreform kehrte wieder Ruhe ein in den Reihen der Dominikaner. Die traditionelle Anhänglichkeit des Ordens zum Papst kam vor allem während den Jahren der Reformation in Basel sehr stark zum Tragen.

Das Predigerkloster wurde zum eigentlichen Auffangbecken der Altgläubigen. Nachdem sich der neue Glaube in Basel durchgesetzt hatte, hob der städtische Rat im Frühjahr 1529 alle bestehenden Klöster auf. Wer sich der neuen Glaubensrichtung verschloss, hatte die Stadt zu verlassen, was einige Dominikaner dazu bewog, ihre Ordenskleider auszuziehen, andere wiederum siedelten ins elsässische Dominikanerkloster Hagenau über.

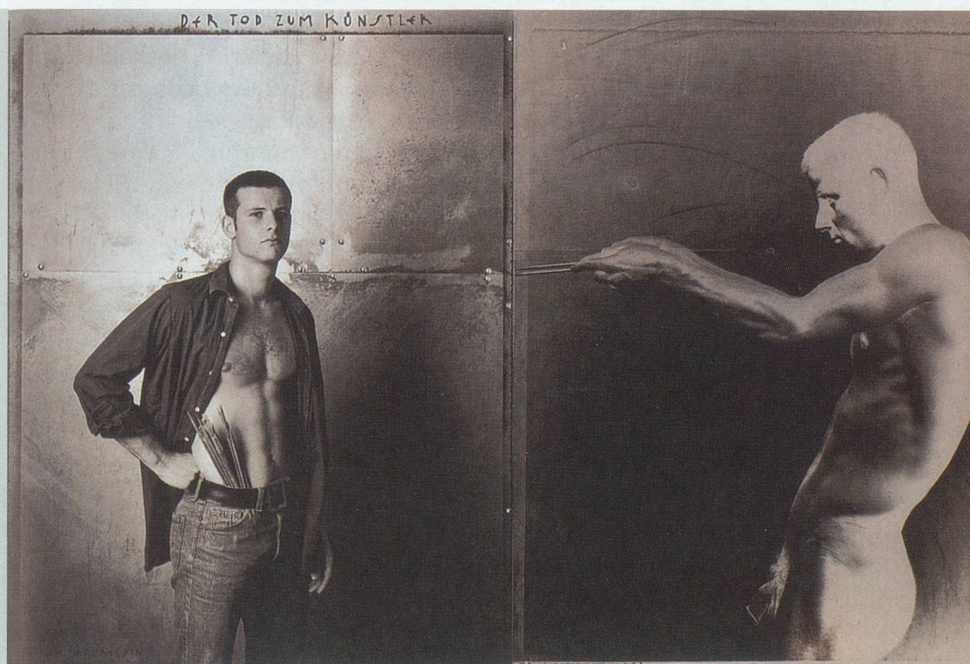
Das Predigerkloster

Der Bischof wies den Neuankömmlingen einen Platz vor dem Kreuztor ausserhalb des damaligen Mauerringes zu, mitten im Gewimmel, das auf der nach Hüningen und weiter ins Elsass führenden Rheinuferstrasse herrschte. Wahrscheinlich haben die Predigermönche nach ihrer Ankunft in Basel sofort mit dem Bau der Kirche und des dazu gehörenden Klosters begonnen. In ihrer heutigen Grösse wurde die Kirche aber erst 1269 fertig gestellt. Kein Jahrhundert später zerstörte das grosse Erdbeben von 1356 Teile davon. Aufgrund heutiger Quellen weiss man, dass die freistehenden und wenig gesicherten Teile der Nordfassade einstürzten. Die durch die angrenzenden Klostergebäude abgestützte Südfassade und der durch Gewölbe und Pfeiler gut verstrebt Chor sowie der Lettner und die Westmauer blieben vom Erdbeben

verschont. Der Glockenturm wurde erst 1423 an den Steinmetz Meister Cun aus Ulm in Auftrag gegeben. Cun war sich des statischen Abenteuers bewusst, auf das er sich mit dieser Konstruktion eingelassen hatte, die den früheren hölzernen Dachreiter ersetzte. Um den Winddruck und allfällige Erdbebenkräfte auf die Nordfundamente ableiten zu können, mauerte er den Triumphbogen zwischen Langhaus und Chor einfach von oben her zu etwa einem Drittel zu. Nach dem Bau des Glockentürmchens fand keine grundlegende Veränderung der Kirche mehr statt. Alles weitere Bauen war ein Ausbessern, Zerstören und Restaurieren.

und doch ...

1529 teilte die Predigerkirche das Schicksal vieler reich ausgestatteter Gotteshäuser. Der Bildersturm fegte die gesamte Einrichtung weg. Die grossen Charakterzüge einer Bettelordenskirche haben sich dennoch erhalten. Der schlichte, lang gezogene Bau erinnert noch heute an die Blütezeit des Predigerordens mit dem Chorraum für die feierlichen Gottesdienste und dem geräumigen Kirchenschiff für Predigt und Seelsorge unter den Laien. 1614 stellte die Stadt Basel, seit der Reformation Besitzerin der gesamten Klosteranlage, das Langhaus der französischen Gemeinde zur Verfügung.



Der Tod zum Künstler –
Karim Noureldin

Der Chor wurde durch den Einbau von Zwischenböden in eine Fruchtschütte umfunktioniert. Den größten Eingriff bildete aber die Verwendung des Chors ab 1750 während mehr als hundert Jahren als Salzlager. Mitte des 19. Jahrhunderts fand die Predigerkirche – dank Umbauten anderer Kirchen in Basel – teilweise wieder zu ihrer eigentlichen Bestimmung zurück. Allerdings diente das Langhaus zeitweise noch als Gantlokal, Versammlungsort und als Kaserne des eidgenössischen Militärs. Seit 1877 beherbergt die Predigerkirche die christkatholische Kirchengemeinde, in deren Besitz sie 1910 schlussendlich überging.

Der Totentanz ...

Von Anfang an gehörte zum Kirchenbau ein Kloster. Auf der Südseite entstand die Klosteranlage mit dem Kreuzgang, gegen Westen erstreckten sich die Ökonomiegebäude und nach Norden, zum Rhein, der Gottesacker mit den Abschlussmauern. Zwischen 1440 und 1450 ist auf der 60 Meter langen und 2 Meter hohen Innenseite der Friedhofmauer der «Tod von Basel» gemalt worden.

Beginen

Die religiöse Blütezeit des Hochmittelalters hat unter den Frauen einen ungemein starken Impuls ausgelöst. Angefangen in den Niederlanden, breitete sich das Beginentum rheinwärts aus mit dem Schwerpunkt in den Städten. In den Bistümern Strassburg und Basel wimmelte es von Beginenhäusern, allein in Basel gab es mehr als 20. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts waren rund 10% der Baslerinnen Beginen oder Nonnen, letztere jedoch waren deutlich in der Minderheit.

Beginen waren Frauen, die gemeinsam ein frommes Leben führen wollten, ohne sich wie Nonnen durch ein Gelübde zu binden und sich durch den Klostereintritt von der Welt zu trennen. Sie lebten vom eigenen Vermögen, dank Gaben anderer Leute und vom eigenen Verdienst. Sie wohnten in Häusern, die von wohlhabenden Beginen oder frommen

«Der Tanz ist ein Kreis, in dessen Mitte der Teufel steht», so ein vielzitatierter Augustinussatz, der dazu herangezogen wurde, dem Volk die Lust am Tanzen madig zu machen. Es muss wohl recht wild auf den Tanzfesten zugegangen sein, die da auf den mittelalterlichen Friedhöfen gefeiert wurden. Das Konzil zu Rouen 1231 untersagte explizit das Tanzen auf den Friedhöfen – und da solche Verbote nicht ohne Anlass ausgesprochen wurden, kann man wohl davon ausgehen, dass die Predigt «was schaden tanzen bringt» ein Bild der damaligen Ausgelassenheit zeichnete. Die Tänzerinnen würden, so heisst es dort, «mit unzüchtigen uffspringen, sich entblössen, dadurch man hermanet wird zu fleischlicher begierde».

Der eingefriedete Ort, der Freiraum, Marktplatz und Tanzboden war, wurde von den Lebenden geräumt – und – da tanzte nur noch der Tod über den Gottesacker. Der Tod tanzt mit den Lebenden, tanzt mit ihnen ins Grab, in die Hölle. Und er macht keine Ausnahme. Er nimmt das Kind genauso an der Hand wie den Bettler, den Bauern, den Papst

Stifterinnen zur Verfügung gestellt wurden. Für die Zeit des Aufenthaltes in einem Beginnhaus gelobten sie Keuschheit und versprachen die Einhaltung der Hausordnung. Über ihren Besitz konnten sie frei verfügen.

Ihre enge Bindung an die Bettelorden und die nicht ins herkömmliche Schema passende Lebensform rief beim Pfarrklerus Neid und Ablehnung hervor. Es kam zu einem Beginnenverbot, welches einzig diejenigen ausnahm, die sich dem Bettelorden der Franziskaner angeschlossen hatten. In einem zweiten Anlauf brachte der Klerus auch diese zum Verstummen, denn man warf den Beginnen vor, bei ihren Pflegdiensten Testamente zu Gunsten der Franziskaner beeinflusst zu haben.

Und – verblüffendes Detail: allen voran bekämpften die Dominikaner, die sich mit dem Bischof und dem Pfarrklerus verbündeten, die Beginnen. Neid macht offenbar auch vor den Klostermauern nicht Halt!

und die Königin. Ein grausames Bild. Die grinsenden Totenschädel erschrecken uns heute noch, der springende, jubelnde Tod lässt auch im hartgesotteten Betrachter ein Gefühl des Unbehagens entstehen.

Der Tanz beginnt rechts mit einem Dominikaner, er predigt dem Papst und dem Kaiser. Dies ist unter anderem ein Indiz für die überragende Bedeutung des Ordens für die Verbreitung der Totentänze. Auch in Basel, Konstanz, Strassburg, Bern usw. waren Dominikaner Träger dieser Tradition. Obwohl die Bildaussage keine religiöse war, stand der Totentanz mit seinem moralisch-erzieherischen Charakter zweifellos im Dienste der Religion und der Kirche. Die beschwörende Erinnerung an die Allmacht und Allgegenwärtigkeit des Todes sollte den Betrachter zu religiöser Umkehr bewegen und zur Busse anspornen. Damit erfüllte der Totentanz zweifellos eine religiöse Funktion und entsprach den seelsorgerischen Absichten der Dominikaner.

... und der unbekannte Künstler

Wir wissen also, in welcher Tradition der Totentanz in Basel steht, wer ihn gemalt hat, bleibt ein Rätsel. Eines jedoch ist gewiss: Hans Holbein d.J., dem er immer wieder zugeschrieben worden war, ist nicht sein Erschaffer. Das Totentanzbild ist weder datiert noch signiert, was für ein Werk des 15. Jahrhunderts aber überhaupt nichts Aussergewöhnliches ist. Ungewöhnlich ist allerdings, dass das riesige Werk in den verhältnismässig gut überlieferten schriftlichen Dokumenten, welche die Dominikaner mit ihrem Archiv hinterliessen, keine Erwähnung findet. Zu erwarten wären etwa ein Werkvertrag zwischen Künstler und Auftraggeber, Quittungen über Bezahlungen oder eine blosse schriftliche Erwähnung des Totentanzes.

Der Totentanz der Dominikaner überlebte den Basler Bildersturm wohl deshalb, weil das Bild keine religiöse Darstellung im strengen Sinne war und keine spezifisch katholische Lehre vertrat. Und trotzdem: seinen Charakter hat es nach und nach geändert, denn das Bild wurde im

(Fortsetzung auf Seite 11)



Laufe seines Bestehens mehrmals restauriert. Die Restauratoren in der damaligen Zeit verstanden sich jedoch nicht als Konservatoren, sondern sie haben es nach ihren eigenen Stilvorstellungen erneuert und dem jeweiligen Zeitgeschmack angepasst.

Im Jahr 1568 nahm der Rat von Basel, seit der Reformation für den Unterhalt der ehemaligen Klostergebäude verantwortlich, den Maler Hans Hug Kluber unter Vertrag, damit er den Totentanz renoviere. Kluber sah im Totentanz nicht ein historisches Dokument, sondern restaurierte ihn nach dem damaligen Zeitgeschmack, so dass dessen ursprünglicher Stil völlig verwischt wurde. So kleidete er beispielsweise die Figuren modisch, belebte die Totengerippe und «modernisierte die Verse, indem er sie auf die Reformation zuschnitt.

Die Radierungen von Matthäus Merian d.Ä.

1616 zeichnet der Basler Maler Matthäus Merian den Totentanz nach dem Original ab. Die Zeichnungen, welche er auf Kupferplatten übertragen hatte,

erschienen – versehen mit Texten zu Basel – in Buchform. Merians Radierungen waren bis ins 19. Jahrhundert die verbreitetste und beliebteste Reproduktion des Totentanzes. Heute wäre das Stadtmarketing froh um eine solch populäre Schrift, machte sie doch damals das Bild weit über die Grenzen bekannt und zog Besucher nach Basel. Es wird sogar in Reisebeschreibungen erwähnt und zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gezählt. Merians Radierungen wurden ihrerseits wieder kopiert und koloriert. So ist selbst das von 1806 datierte Aquarell von Johannes Rudolf Feyerabend, das den Totentanz auf fünf übereinander liegenden Streifen zeigt, keine Kopie des zerstörten Originals, sondern eine nach Merians Radierungen.

Das Ende

Mit Beginn des 18. Jahrhunderts kümmerten sich die Basler weniger und weniger um ihren Totentanz. Das Bild interessierte nicht mehr, auch die Friedhofsanlage geriet zusehends in Vergessenheit. Die Stadt stellte einen Schopf zur Aufbewahrung von Reisingellen auf das Gelände, welche als

Bezahlung an Beamte abgegeben wurden. Die Figuren des Totentanzes dienten den Wurfgeschossen von spielenden Kindern als Zielscheiben. Ihr Ende hat die Totentanz-Darstellung im Jahre 1805 gefunden. Den Anwohnern war die Mauer lästig geworden. Der Friedhof sollte in einen Park umgewandelt und die heutige Spitalstrasse der Kirche entlang geführt werden, und überhaupt versprach der Abbruch der Mauer mehr Licht. 1805 wurde sie in vereinter Arbeit von Bürgern und Behörden geschleift und die Darstellung des Totentanzes zerstört. Noch während des Niederreisens der Mauer retteten Basler Kunstfreunde 23 Bild- und Textfragmente, welche heute im Historischen Museum in der Barfüsserkerche bewundert werden können.

Verwendete Literatur

Egger Franz, *Basler Totentanz*, Buchverlag Basler Zeitung, 1990

Jäggi Gregor, *Das Bistum Basel in seiner Geschichte*, Editions du Signe, 1999

Maurer-Kuhn François, *Predigerkirche Basel*, Schweizerische Kunstführer

En illegale Muur-Abbruch

Dr Blatz nääbe dr Preedigerkerche haisst Dootedanz. E gspässige Name fir Lyt, wo nit wisse, dass am Blatz vo dären Aalaag friener dr Gottsagger vom Preediger (Dominikaner)-Glooschter gsi isch. Um dä Gottsagger ummen isch e Muure gstande mit inwändig eme Dootedanz, wie si under em Ydrugg vo de Pescht-Epidemien im Spootmittelalter doo und deert gmoolt worde sinn. Dr Basler Dootedanz, wo allwääg vom Konrad Witz oder vo aim vo syne Schieler um s Joor 1440 umme gschaffe worden isch, het fir e Seenswirdigkait vo europäischem Rang gulte. Im Lauf vo de Joorhundert isch er aber verwaarloost. E Dail vo däne Helge, wo dr Dood mit Lyt us alle Gsellschaftsschichte Richtig Paradyys oder Hell abdanzt, het me kuum me rächt kenne gsee, wenn si au e bar Mool uffgrfrischt bzw. iber-moolt worde sinn.

Mit dr Zyt isch die Muuren eme Dail Lyt vom Bluemerain und us dr Santihans-Vorstadt zem e Doornen im Aug worde. Si hänn glagt iber dr Drägg und Gstang uff däm eemoolige Gottsagger und hätte gäärn en offene Blatz ooni Muure gha – wie s hit isch. Am 26. Wyymoonet (Oktober) 1804 hänn 20 Bittsteller e Petition an Stadtroot grichtet, me soll «statt einer Ausbesserung, die gewiss beträchtliche Kosten erfordern würde, die gänzliche Wegnahme dieser alten unförmigen Mauer bewerkstelligen». Uff das aabe het s e lang Hii und Hää zwische verschiidenen Aemter und Beheerde gää: au dr beriemt Peter Oggs het – als Deputat – mit em Fall z due gha. Under anderem isch s um d Froog gange, wiewyl d Aawooner an d Keschte vom Muur-Abbruch bydraage solle. Däänen isch s aber z lang gange. Wo si am Oobe vom 6. Augschte gsee hänn, ass «Loonar-



baiter» vom Bauamt Holz, wo s an dr Muure gha het, abbrochen und mit haimgnoo hänn, sinn si in dr Nacht iber die Muure häärgfalle, hänn si abgrissen und vyl Holz gstoole.

S het e Raije vo polizeyigen Ermittlige gää, aber drno isch alles ad acta leggt worde. Kunschtrind hänn 19 Fragmänt vo dr Dootedanz-Moolerey grettet: die ka me jetz im Hischtorische Museum (Barfiesserkerche) go bewundere.

Carl Miville-Seiler